

Bedenken des in Nairobi Geschehenen erwachsen. Als die tief ernstgemeinte Frage, ob da nicht Hindernisse für das „Nachjagen“ gewesen sind, die beiseitegeräumt werden können und müssen, damit man dem „vorgesteckten Ziel“ (das Ziel ist also vorgegeben, man braucht es nicht immer wieder neu zu suchen!) immer näher kommt.

Nairobi 1975 und die Dritte Welt

Reflexionen aus einer lateinamerikanischen Perspektive

VON ARTURO BLATEZKY

Kein Teilnehmer, und in besonderer Weise kein Delegierter, der bei der Fünften Vollversammlung des ÖRK in Nairobi dabei war, wird sich bedenkenlos bereit erklären, „über Nairobi zu berichten“. Inmitten eines Massengeschehens, an dem an die dreitausend Personen beteiligt sind, erlebt der einzelne entweder *seine eigene* Vollversammlung oder er erlebt überhaupt nichts. Dieses gilt sicherlich für alle Delegierten, aber in besonderer Weise für jemanden, der als einziger Teilnehmer seiner Kirche dabeisein durfte und gewissermaßen „seine eigene Delegation“ war. Das nötigt zu einem noch intensiveren Partizipieren und emotionalen Erfahren, als es vielleicht in einer größeren Delegation der Fall ist. Fast wie selbstverständlich bezieht man das, was geschieht, auf sich selbst und fühlt sich auch persönlich dafür verantwortlich. Eine Rolle spielt dabei ohne Zweifel das (neue) Bewußtsein, als Südamerikaner nun einen (eigenen) Stand in der Ökumene zu haben. *Südamerikaner* sein zu dürfen und *es sein zu können*.

So wäre es mir unmöglich, irgendeine Art von „Bericht“ „über“ Nairobi zu versuchen. Statt dessen möchte ich es wagen, etwas von „*meinem*“ Nairobi '75 mitzuteilen. Von dem, was für mich als Delegierter einer kleinen südamerikanischen Kirche, die inmitten enormer sozio-politischer Spannungen ihre Identität zu finden versucht, die Fünfte Vollversammlung bedeutet (oder nicht bedeutet) hat.

VON GENÈVE 1966 NACH NAIROBI 1975

Um von dem zu reden, was Nairobi war (oder hätte sein können), muß man m.E. bei der Genfer „Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft“ von 1966 ansetzen. Erstmals in der Geschichte der Ökumene wurde in der Vorbereitung und im Verlauf dieser Konferenz für die *gesamte* ökumenische Bewegung der

Zusammenhang zwischen der „Unterentwicklung“ der Länder der Dritten Welt und der Politik der herrschenden Industrienationen unübersehbar. Zwar hatte schon auf der Weltmissionskonferenz von Jerusalem (1928) der mexikanische Theologe Guy Inman die Imperialismustheorie als Schlüssel zur Interpretation der „Unterentwicklung“ benutzt und die Dritte Vollversammlung des Internationalen Missionsrates in Tambaram (1938) die Lösung der Krise einer im Umbruch begriffenen Welt in einer gerechten internationalen Ordnung gesehen, aber erst die Entwicklungsdebatte von Genf 1966 ließ in aller Deutlichkeit den Gegensatz zwischen den traditionellen (technokratischen) Entwicklungskonzepten nordatlantischer Provenienz und den neuen, radikaleren und viel umfassenderen Ansätzen (hauptsächlich lateinamerikanischer Vertreter wie C. A. Méndez de Almeida und Hiber Conteris) erkennen.

Welche Tragweite für die ökumenische Bewegung die Aufnahme dieses veränderten Ausgangspunktes in der Entwicklungsdiskussion gehabt hat, läßt sich unschwer an der Bedeutung ermessens, die der Vierten Vollversammlung des ÖRK von Uppsala zukommt. Im „Siehe, ich mache alles neu!“ von Uppsala ist das große Thema der Ökumene für die folgenden Jahre, das Thema der *Befreiung*, gewissermaßen programmatisch vorgegeben. Und in Uppsala erfuhr der neue Denkansatz: Nicht von unterentwickelten Nationen, sondern von *unterentwickelt gehaltenen* Nationen muß geredet werden, seine Ausweitung auf die gesamtgesellschaftliche Situation. Programmatisch war in Uppsala das vorgegeben, was seit Genf 1966 für die Ökumene notwendig geworden war: Eine *theologische* Reflexion angesichts eines soziopolitischen Diskurses, der eine Schwerpunktverlagerung von dem Thema der *Entwicklung* auf das der *Befreiung* erfahren hatte. Denn von *Befreiung* zu reden bedeutet, daß wir *alle* in einer (wie unterschiedlich auch immer gestalteten) Situation der Unfreiheit und der Unterdrückung leben.

Daß innerhalb der weltweiten Christenheit diese notwendig gewordene theologische Neuformulierung stattgefunden hat, kann sicherlich nicht ausschließlich auf den Ökumenischen Rat zurückzuführen sein. Sie ist aber andererseits ohne dessen Programme und Studien, seiner *hermeneutischen Funktion* also, in der Tragweite, die diese neue Sprachfindung für die Theologie (insbesondere für die der Kirchen der Dritten Welt) erfahren hat, nicht zu erklären.

Welche Bedeutung dieser „theologischen Hermeneutik der Befreiung“ in der Gesamtökumene zukommt, kann hier nicht ausführlich behandelt werden. Ich möchte mich lediglich auf das beschränken, was m. E. das bedeutendste Geschehen in der Theologie „zwischen Genf und Nairobi“ ausmacht: Eine theologische Reflexion im Kontext der Befreiung, wie sie in Lateinamerika, Afrika und den USA stattgefunden, oder besser gesagt, sich *ereignet* hat. Denn dieses: *Theologie*

als ein Ereignis, Theologie als die „aus dem christlichen Glauben heraus stattfindende Reflexion eines Handelns, das sich an der Befreiung des *gesamten* Menschen orientiert“, ist die Antwort der Dritten Welt auf eine mediterrane (nordatlantische) Theologie, die es versäumt hat, die Gesamtheit des menschlichen Lebens- und Handelnsbereiches als den eigentlichen Ort theologischer Reflexion zu erkennen.

DIE „PRAXEOLOGISCHE VERPFLICHTUNG“ DER ÖKUMENE

Diese „praxeologische Notwendigkeit“ einer jeglichen Theologie ist eine Erkenntnis, die eine Verpflichtung und eine Verantwortung für die ökumenische Gemeinschaft darstellt. Der „Einbruch“ der jeweils situationsbezogenen „Befreiungstheologien“ in das ökumenische Geschehen kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, wenn man weiterhin ernsthaft ökumenisch denken und handeln will, und seine Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn (und dieses wurde vielfach im mediterran-theologischen Raum verkannt) es geht dabei nicht lediglich um die Erstellung theologischer Gedankensysteme, sondern um die reflexive Begleitung eines geschichtlichen Prozesses.

In diesem Sinne kann von der Wesentlichkeit einer an der Wirklichkeit orientierten „Theologie der Befreiung“ für die Ökumene auf drei Ebenen gesprochen werden:

a) Für die Kirchen und die Menschen aus der Dritten Welt stellt es die erste *reale* Theologie dar, da es zum erstenmal (wie man es in Lateinamerika ausgesprochen hat) das Wort Gottes für Lateinamerika ist. Es ist die *verzögerte Offenbarung Gottes* für den lateinamerikanischen Menschen. Das gleiche gilt sicherlich auch für den schwarzen Menschen Afrikas oder der USA. Für die „Schwarze Theologie“ ist Gott erst jetzt Mensch geworden, indem er auch ein schwarzer Gott geworden ist.

b) Die zum Teil begeisterte Aufnahme, auf jeden Fall aber ernsthafte Beschäftigung mediterraner Studenten und Theologen mit den theologischen Denkansätzen aus der Dritten Welt offenbaren die Krise einer nordatlantischen Theologie, die sich in ihrer Selbstbezogenheit an der Lebenssphäre des Menschen, für den sie da sein sollte, vorbeientwickelt hat. Denn eines wurde durch die ökumenisch-theologische Diskussion der letzten Jahre deutlich: die mediterrane (und besonders die deutsche) Theologie wird erst wieder eine reale Bedeutung haben, wenn sie ihre *eigene* praxeologische Dimension findet.

c) Wenn, wie schon gesagt, der Stellenwert, den die „Befreiungstheologien“ in der Ökumene erlangt haben, nicht ohne die hermeneutische Funktion des Ökumenischen Rates zu verstehen ist, so muß zweifelsohne festgestellt werden, daß der „theologische Aufbruch“, der sich im ÖRK zwischen Genf 1966 und

Nairobi vollzogen hat, nicht ohne die praxeologischen tertiaterranen Theologien erfolgt wäre. Es war die Dritte Welt, die *den Menschen* (und nicht die „Tagesordnung der Welt“) zum Thema des Ökumenischen Rates gemacht hat. Und sie hat mittels ihrer keimhaften, zaghaften, eher stümperhaft als ausgereift vortragenen Versuche einer eigenen Theologie erreicht, daß aus ihren Themen die großen Themen der Ökumene der vergangenen Jahre wurden. Mit dem Aufgreifen dieser Themen: Rassismus, Gewalt – Gewaltlosigkeit, „Unterentwicklung“ – „Befreiung“, Konsumgesellschaft – Überleben der Menschheit, Einheit der Menschheit – Einheit der Kirche, hat der ÖRK sich für eine hermeneutische Funktion entschieden, die ihn auf der Suche nach der Einheit von Aktion und Reflexion zwar in Konflikte führte, dafür aber auch zu einem wahren Werkzeug „auf dem Wege zum Menschen unserer Zeit“ werden ließ.

Wenn also (wie ich meine) eine „praxeologische Verpflichtung“ und eine „praxeologische Notwendigkeit“ in der Ökumene besteht, so muß die Fünfte Vollversammlung nach den Kriterien der praxeologischen Eigenschaft und der hermeneutischen Funktion beurteilt werden. Oder in anderen Worten: An der *Wirklichkeitsnähe*, mit der sie die Themen behandelt hat, die sie sich gestellt hatte, und an der *Relevanz* ihrer Ergebnisse und der Erklärung, die sie dazu abgegeben hat.

AUF DEM WEGE NACH NAIROBI

Auch wenn jede Vollversammlung des ÖRK schon zu Hause, bei der Vorbereitung jedes einzelnen und seiner Delegation und Kirche begonnen hat, so gilt dies sicherlich in ganz besonderem Maße für die Fünfte Vollversammlung von Nairobi. Gerade die spannungsreiche Entwicklung der ökumenischen Gemeinschaft in den letzten Jahren hat ja (und nicht nur innerhalb der EKD) so etwas wie eine „Angst vor Nairobi“ aufkommen lassen. Das „Erlebnis Bangkok“ unter anderem hat zu einer (m.E. hauptsächlich emotionalen) Befürchtung geführt, das, was in der Ökumene geschieht und den mediterranen Delegierten in Nairobi eventuell erwarten könnte, mit den Mitteln der traditionellen Theologie nicht mehr „in den Griff zu bekommen“. (In ähnlicher Weise waren ja schon früher Äußerungen und Darstellungen von Theologen aus der Dritten Welt als „Angriffe und Beschuldigungen“ mißverstanden und mißdeutet worden, während es sich eigentlich um Kommunikationsversuche handelte. Eine Kommunikation, die in einer Welt mit Interdependenzstrukturen, die nicht zu übersehen sind, manchmal nur dann ernsthaft sein kann, wenn sie konfliktive Formen annimmt.)

So dürfte es dann auch niemanden verwundert haben, daß (trotz gegenteiliger Erklärungen von seiten einiger Theologen aus der Dritten Welt) sich fast ausschließlich nordatlantische Teilnehmer auf eine Konfrontation vorbereitet haben.

Ich kann und möchte es nicht versuchen, hier eine Antwort auf die Frage zu finden, warum die mediterranen Teilnehmer diese Konfrontation erwartet haben, aber es wäre schade, wenn „nach Nairobi“ dieses Problem „unter den Tisch fiele“.

Was die Delegierten aus der Dritten Welt betrifft, so meine ich, hatte man sich gar nicht auf eine Konfrontation vorzubereiten brauchen, da die Themen der Dritten Welt ohnehin „zwischen Uppsala und Nairobi“ die Tagesordnung des ÖRK bestimmt hatten, und (nicht zuletzt durch die Rezeption der „Befreiungstheologien“ im mediterranen Raum und der hermeneutischen Funktion des ÖRK) eine ernsthaftere Kommunikation zustande gekommen war. Vielleicht, und ich möchte auch diese Frage offen lassen, meinte man sich (zum erstenmal) verstanden fühlen zu können. Immerhin wurden ja die Bücher einiger Theologen „der Befreiung“ im mediterranen Raum zu theologischen Bestsellern.

NAIROBI I ODER: EIN HOFFNUNGSVOLLER ANFANG

Daß man sich (zumindest als Lateinamerikaner) ansatzweise in der Ökumene verstanden fühlen konnte, wurde in dem ersten Abschnitt der Vollversammlung im „Informationsteil“ deutlich.

Von M. M. Thomas „Spiritualität des Kampfes“ (ein Stichwort, das die Theologie der Befreiung schon seit langem kennt, nachzulesen bei Gustavo Gutiérrez unter dem Abschnitt „Eine Spiritualität der Befreiung“) bis zu Birchs Gedanken einer „notwendigen Befreiung des gesamten Menschen und aller Menschen“ (sogar der gesamten Natur), stellten die Berichte und Hauptreferate m.E. eine Kommunikation dar, wie sie von seiten tertiaterraner Theologen immer erwartet und versucht worden war. Um die Aufnahme im mediterranen theologischen Raum eines Satzes wie den von Birch: „Es ist Zeit zu erkennen, daß die Befreiungsbewegung letztlich eine einzige Bewegung ist, die die Befreiung der Frau, des Mannes, der Wissenschaft und Technik, des Tieres, der Pflanze und auch die Befreiung der Luft und der Ozeane, der Wälder, Wüsten, Berge und Täler einschließt“ (und die nicht auf den Rücken der Armen und Unterdrückten ausgetragen werden darf) haben ja die Theologen aus der Dritten Welt seit Jahren gearbeitet. (Und man warf ihnen für diese ihre Beschäftigung mit dem unmittelbaren Leben noch bis vor kurzer Zeit „Abweichung von der *eigentlichen* Funktion des Evangeliums“ vor.)

Der erste Teil der Vollversammlung war ohne Zweifel ein hoffnungsvoller Anfang, weil er der Versuch einer wirklichen Kommunikation war. Sicherlich keine unkritische Kommunikation, und zwar für alle Anwesenden, aber dadurch auch konstruktiv und weiterführend. Und eines möchte ich hinzufügen: Es war eine *echte* Kommunikation, weil es hier nicht um eine emotionale Selbstverstüm-

melung von seiten nordatlantischer Christen ging (die die Christen aus der Dritten Welt nie von ihnen erwartet und auch nicht gewollt haben, und die man auch jemandem wie McAfee Brown nur schwerlich, und zu Unrecht, anlasten kann), sondern um ernsthafte, realitätsbezogene Überlegungen.

Dieser „Auftakt“ der Vollversammlung hat eine ganz besondere Bedeutung gehabt, die m.E. verkannt worden ist, und die direkt die Haltung der tertiaterranen Teilnehmer (und dadurch indirekt die der mediterranen) beeinflußt hat.

War man schon von vornherein nicht einer Konfrontation wegen aus der Dritten Welt nach Nairobi gegangen, so wurde nun endgültig deutlich, daß man meinte, die Basis für einen Dialog gefunden zu haben.

Diese dialogische Einstellung der tertiaterranen Teilnehmer wurde von vielen Delegierten nordatlantischer Kirchen, die sich auf eine Konfrontation vorbereitet hatten, mißverstanden und mißgedeutet. Um schon hier etwas vorwegzunehmen, von dem noch die Rede sein wird, meine ich erkennen zu können, daß dieses nach der Vollversammlung zu einer Fehlinterpretation derselben geführt hat oder führen könnte. Zumindest angesichts dessen, was einige Teilnehmer aus der Bundesrepublik zu Nairobi geäußert haben, wenn sie in der ausgebliebenen Konfrontation das Eingeständnis von seiten „der“ Dritten Welt des „Irrtums“ ihres bisherigen Denkens und Handelns innerhalb der ökumenischen Bewegung meinen feststellen zu können.

NAIROBI II ODER: JESUS CHRISTUS BEFREIT, WER EINT?

Zu der „ausgebliebenen Konfrontation“ hinsichtlich grundsätzlicher theologischer Fragen fügte sich ein zweites Motiv, das den Ablauf und das Ergebnis der Fünften Vollversammlung grundlegend mitgeprägt hat. Man könnte, in vielleicht überspitzter Weise, von einer vom Genfer Stab „programmierten Konfliktlosigkeit“ reden.

Deutlich wurde im Verlauf der beiden folgenden Teile der Vollversammlung (Reflexion und Ausarbeitung der Berichte und Erklärungen), daß die auftretenden Konflikte nach Möglichkeit „vom Tisch organisiert“ wurden. Das mag verständlich sein, wenn man bedenkt, daß gerade „Genf“ in den letzten Jahren zur Zielscheibe der Angriffe (oder Apologien) mancher Kreise aus den mediterranen (nordatlantischen) Kirchen geworden war. (Man sagte „Genf“ und meinte doch eigentlich die Art und Weise, in der in der Dritten Welt Theologie getrieben wurde und wird.) So konnte sicher in Nairobi niemand vom Genfer Stab an der Austragung irgendwelcher bestehenden Konflikte interessiert sein.

Bei allem Verständnis für diese Bemühung um einen konfliktlosen Dialog und bei aller Anerkennung des Auftrages, den der ORK gemäß der neuen Verfassung zu erfüllen hat, nämlich „die Kirchen aufzurufen zu dem Ziel der sichtbaren Ein-

heit in einem Glauben und einer eucharistischen Gemeinschaft, die ihren Ausdruck im Gottesdienst und im gemeinsamen Leben in Christus findet, und auf diese Einheit zuzugehen, damit die Welt glaube“, muß doch gefragt werden, ob in Nairobi nicht eine unangebrachte Art von „Konfliktentschärfung“ stattgefunden hat. Gerade dadurch, daß man versucht hat, eine offene Austragung der Spannungen zu verhindern, unter anderem indem man so wichtige Problemkomplexe wie die multinationalen Konzerne, die (Ent)Militarisierung, die Religionsfreiheit in sozialistischen Staaten, die Menschenrechte, die „Unterentwicklung“ – Unterdrückung, den Rassismus (man könnte fast alle politisch-theologischen Themen nennen, die in Nairobi aufgegriffen wurden) bewußt allgemein diskutiert hat, ohne von konkreten Situationsanalysen auszugehen, sind (besonders für Teilnehmer, die in Konfliktsituationen leben) die bestehenden Konflikte aufgekommen, ohne daß sie dann in einer offenen Diskussion hätten ausgetragen und (vielleicht) überwunden werden können.

Das beste Beispiel für die Frustration, die durch diese oberflächliche und allgemeine Behandlung von zum Teil im wahrsten Sinne des Wortes *lebenswichtigen* Problemen entstanden ist, sind sicherlich die Plenardiskussionen zu den sozialen und politischen Erklärungen der Vollversammlung. Ähnlich war es auch bei den Sektionsberichten. Ist es wirklich nicht möglich, eine Vollversammlungstruktur zu finden, die es erlaubt, alle die Probleme, die sie behandeln will, auch konkret, also realitätsbezogen, zu diskutieren? Dieses würde doch verhindern, daß man einen Scheinanspruch erhebt, von dem man weiß, daß man ihm nicht gerecht werden kann.

Ich glaube, ein auf Konkretion und Situationsnähe hin orientierter Vollversammlungsaufbau ist möglich. Er erfordert aber eine veränderte Grundeinstellung der Teilnehmer: ein größeres Vertrauen zueinander. Müssen denn unbedingt alle Vollversammlungsteilnehmer alles das „kontrollieren“, was zu den verschiedensten Themen gesagt wird? Von einem „demokratischen Verfahren“ kann ohnehin in einer so nervenaufreibenden und trickreichen Angelegenheit, wie sie eine Plenarsitzung nun einmal ist, keine Rede sein.

Halten wir einmal fest: In Nairobi sollte man doch (das hoffe ich jedenfalls) möglichst konkret werden. Fast alle Teilnehmer sprachen zum Teil sehr deutlich aus ihrer jeweils besonderen Situation heraus. Von den Redaktionskomitees wurden dann (möglichst allgemein und Konflikte ausklammernd) dem Plenum Berichte vorgelegt, die in der Hoffnung verabschiedet wurden, einmal eine konkrete Bedeutung zu erlangen.

Wäre es nicht sinnvoller oder wäre es nicht möglich, daß man sich einander so weit vertraute, daß man es der jeweils von einem konkreten Problem betroffenen Gruppe von *Brüdern* (die wir ja in der ökumenischen Gemeinschaft sind)

anvertrauen könnte, zu diesem besonderen Themenkomplex, der sie direkt angeht, eine (so konkret wie möglich gehaltene und in einem Prozeß, in dem die bestehenden Konflikte *wirklich* ausgetragen worden sind, entstandene) Erklärung abzugeben, die in aller Namen Gültigkeit besitzt?

Daß dieses in der Ökumene nicht möglich ist, daß wir einander nicht genügend vertrauen, ist der Grund dafür, daß wir es uns nur leisten können, so allgemein zu reden. Dabei hat gerade in Nairobi die überaus positive Beurteilung, die die Arbeitsgruppen erfahren haben, gezeigt, daß es gerade dort zu einer befriedigenderen und weiterführenden Konfliktbewältigung kommen kann, wo diese bestehenden Konflikte (wie es etwa in den Arbeitsgruppen durch die geringe Teilnehmerzahl gezwungenermaßen der Fall war) offen ausdiskutiert werden.

Weil wir uns nicht das nötige Vertrauen entgegengebracht haben, hatten wir in Nairobi nicht den Mut, wirklich relevante Aussagen zu machen. Deswegen haben wir auch unsere „*praxeologische Verpflichtung*“ nicht ernst genug genommen und es anscheinend nicht begriffen, daß die *hermeneutische Funktion* der ökumenischen Gemeinschaft die Basis ist, auf die sich alle Aufgaben stützen, die zu erfüllen der ÖRK aufgerufen ist. Und mir scheint, daß wir uns in der Ökumene nicht nur zu wenig Vertrauen entgegenbringen, sondern daß wir auch dem ÖRK als solchen, also *uns selber*, nicht vertrauen. Darum haben wir auch nicht den Mut, es wirklich ernsthaft zu versuchen, in dieser Ökumene und durch sie die bestehenden Konflikte offen auszutragen. Dabei haben wir ja (wie M. M. Thomas in seinem Bericht sehr angebracht bemerkte) Nairobi trotz aller Konflikte der letzten Jahre als eine Gemeinschaft von Kirchen erreicht, die sich einander verpflichtet wissen.

Oder nehmen wir etwa unsere *eigenen* (manchmal krampfhaften) Einheitsbemühungen zu ernst?

Sollten wir vielleicht vergessen haben, daß nicht *wir* es sind, die die Menschheit befreien und vereinen können, sondern der Jesus Christus, der auch der Herr der Ökumene ist?

NAIROBI III ODER: WAS WIRD NUN AUS NAIROBI?

Es stimmt ganz ohne Zweifel, daß die Bedeutung einer jeden (Voll-)Versammlung in dem liegt, was im Nachhinein aus ihren „Ergebnissen“ gemacht wird. Das hat sich von Edinburgh 1910 bis Uppsala 1968 (und Nairobi 1975) nicht geändert.

Trotzdem muß ich sagen, daß ich (für mein Gefühl) schon in Nairobi selbst eines *zu oft* gehört habe (so daß es für mich beinahe in den „Alibibereich“ gerückt ist), nämlich: Wir können ja die Bedeutung der Ergebnisse der Fünften Vollversammlung jetzt noch gar nicht richtig ermessen. (Vielleicht war sie gar

nicht so schlecht . . .) Drei Monate nach Nairobi kann man nun sagen, daß genau das eingesetzt hat, was zu befürchten war.

Die relative Undeutlichkeit der Aussagen und die von vielen erwartete, aber ausgebliebene Konfrontation hat (zumindest im Bereich der EKD) zu einer Auseinandersetzung über die „wahre Interpretationsautorität“ geführt. In der Interpretation selbst aber gehen die Meinungen in extremer Weise auseinander. Ohne auf alle Fragen eingehen zu können, die die Vollversammlung aufgeworfen hat, müssen wir uns angesichts dieser verschiedenen Interpretationen fragen, welche Zielsetzungen sie für die zukünftige Arbeit des ÖRK aufgestellt hat.

NAIROBI IV ODER: WELCHEN ÖRK HAT SICH DIE VOLLVERSAMMLUNG FÜR DIE KOMMENDEN JAHRE GEWÜNSCHT?

Es war Ernst Lange, der in seiner „Eingabe an einen westdeutschen Kirchenführer“ geschrieben hat: „Die westdeutsche Christenheit ist etwas, sofern sie die westdeutsche Provinz der Weltchristenheit ist, und sonst gar nichts.“ Er war auch der Mahner vor dem „westdeutschen Provinzialismus“, der sich von dieser Weltchristenheit abzukapseln versucht. Gerade gewisse „Symptome“ dieses „provinzialistischen Denkens“ meine ich in einigem von dem wiederzuerkennen, was in den letzten Monaten über Nairobi gesagt worden ist.

Geht man nicht in beschränkter Weise von seinen eigenen „Vor-Nairobi“-Ängsten aus, von der defensiv-apologetischen Einstellung, mit der man nach Nairobi gefahren ist, wenn man die ausgebliebene Konfrontation, die dialogische Bereitschaft der Teilnehmer aus der Dritten Welt gewissermaßen als eine „Bankrotterklärung“ ihrer tertiaterranen Theologien mißdeutet? Wie anders ist es sonst zu erklären, daß etwa die Anfrage von Burgess Carr an Michael Manley, mit welchem Recht es sich dieser anmaßen kann, zu erklären: „er sei einer der Wortführer der Dritten Welt“ (was dieser wörtlich so gesagt hatte), und die darauffolgende eindeutige Kritik Carrs am kenianischen System (im Schutze der Vollversammlung), zu so etwas wie die „große Selbstkritik des Burgess Carr“ umfunktioniert worden ist? Wurde jemals in Nairobi erkennbar, daß die Vollversammlung von dem ÖRK so etwas wie eine „Kurskorrektur“ gefordert hätte und daß dieser seinen „Irrtum eingesehen hätte“ und eine „Wende vollzogen hätte“, um seinen „falschen Kurs zu korrigieren“?

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier in Form eines „provinzialistischen Wunschdenkens“ argumentiert wird, wenn man eine angebliche „Rückkehr zur Spiritualität“ (von der in dieser Weise in Nairobi nie die Rede war) benutzt, um den theologischen Ansatz, nach dem in der Dritten Welt (und zum Teil auch im ÖRK) theologisch gearbeitet wird, abzuqualifizieren.

Welche Richtlinien hat nun aber die Fünfte Vollversammlung von Nairobi für die zukünftige Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen aufgestellt? Dem *Bericht des Ausschusses für Programmrichtlinien* (der von der Vollversammlung angenommen und bestätigt wurde) zufolge und als Mitglied (in Nairobi) eben dieses Ausschusses, meine ich folgendes feststellen zu können:

Die Vollversammlung hat den bisherigen Kurs des ÖRK und alle seine Programme bestätigt und ihre Weiterführung empfohlen.

Für die (jährlich) im Zentralausschuß stattfindende Bewertung und Zwischenplanung der verschiedenen Programme hat die Vollversammlung folgende Kriterien vorgeschlagen:

a) *Angemessenheit*: welchen Wert das Programm für das ökumenische Handeln und Denken im ÖRK hat,

b) *Durchführbarkeit*: angesichts der Kapazität des ÖRK als einer Organisation,

c) *Dringlichkeit*: angesichts der Bedürfnisse der Kirchen und der Welt,

d) *Wirksamkeit*: wie wird sich das Programm im Blick auf greifbare Ergebnisse vermutlich auswirken,

e) *Integriertheit*: welche Elemente enthält das Programm, um die Integriertheit von theologischem Denken und Handeln zum Ausdruck zu bringen?

Hinsichtlich der künftigen Programmgestaltung hat die Vollversammlung außerdem drei Richtlinien speziell betont, die (wie im Bericht zu lesen ist) „der ÖRK von Anfang an eingeschlagen hat“, die aber noch einmal unterstrichen wurden, da sie von besonderer Bedeutung für die drei Programmeinheiten des ÖRK sind.

Danach soll der Ökumenische Rat: hinarbeiten auf die Verwirklichung einer *wahrhaft ökumenischen Gemeinschaft* unter den Mitgliedskirchen; mitwirken zu einer *wahrhaften Konkretisierung unseres christlichen Glaubens* in den konkreten historischen Gegebenheiten; und sich beteiligen am *Kampf um wahre Menschlichkeit* und soziale Gerechtigkeit.

Wer die ökumenische Entwicklung der letzten Jahre kennt, wird in diesen Richtlinien für die Zukunft nichts Neues entdecken, sondern die Bestätigung des bisherigen Weges des ÖRK feststellen. In einer gewissen Weise könnte man dieses auch als das Fazit der Fünften Vollversammlung ansehen.

Von Uppsala nach Nairobi. Vom Aufbruch des Exodus hin zu dem ernüchternden und aufreibenden *gemeinsamen* Weg durch die Wüste, wie Philip Potter es nannte. Manche Sorgen und die vielen Möglichkeiten der Ökumene als „Ernstfall des Glaubens“ sind die gleichen geblieben. Hoffentlich auch die Hoffnung der ökumenischen Utopie . . .